Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 87 (2012)

Heft: 9: Badezimmer

Artikel: Anti- Wohnen

Autor: P.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-349005

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ANTI-WOHNEN

Von P.M.

Kaum gibt man mir eine Kolumne, und schon mach ich alles kaputt! Ich bin eben gar nicht fürs Wohnen an sich. Ich frage mich sogar oft, was das denn wirklich ist.

Jüngst hat mir Marie Glaser vom ETH-Wohnforum erzählt, dass sie ihren Studenten die Aufgabe erteilte, ihre Traumwohnung (also nicht ihre Studentenwohnung) zu beschreiben. Sie war völlig verblüfft: Fast alle beschrieben ein Gebilde, das aus kleinen Schlafkojen und grossen gemeinsam nutzbaren Räumen bestand, wo man arbeiten, essen, feiern, sich unterhalten konnte. Die Studenten wollen gar nicht mehr wohnen, sondern sie suchen eigentlich eine praktische Unterkunft und Alltagsressourcen. Klar, vielleicht hat das noch mit ihrer Single- und Paarexistenz zu tun, und alles könnte sich ändern, wenn einmal Kinder kommen. Doch halt! Gerade Kinder würden eine solche Struktur lieben, sie würde auch ihnen mehr Spielräume geben.

Dem Vortrag vom Bett aus lauschen

Es gibt in Zürich tatsächlich zwei Gebilde (es fehlt ein Wort: WG passt nicht, Cluster auch nicht), die genau so funktionieren, nämlich im Labitzke-Areal beim Letzipark. Sie bestehen aus zwei Hallen (etwa 130 Quadratmeter gross, vier Meter hoch), in die die Nutzer (sie arbeiten da hauptsächlich) kleine Schlafkojen (dreieinhalb Quadratmeter) hineingebaut haben, die nicht mehr bieten als ein Bett und eine kleine Ablage für den Gute-Nacht-Krimi. Ein Vorhang genügt. Der Rest des Raums enthält einen gemeinsamen Computerarbeitsplatz, Küche, WC-Dusche, viele Sofas, sogar eine kleine Bühne. «Endlich viel Platz», versichert mir ein Freund, der dort wohnt, immer wieder. Aber was ist, wenn man einmal Musik hören oder fernsehen will? Dafür gibt's komfortable, drahtlose Kopfhörer. Die Szene, die mir geblieben ist, sieht dann so aus: Wir diskutieren an einem grossen Tisch über die Zukunft des Areals, und jemand läuft mit einem Kopfhörer wie ein Gespenst herum, die Blicke auf einen TV-Bildschirm (ohne Ton) geheftet. Weiter hinten werden Kleider genäht, jemand wandelt im Bademantel von der Dusche zur Schlafkoje.

Die ganze Anlage hat viele Vorteile: geringe Wohnkosten, billiger Zugang zu produktiven Ressourcen, Platz für gemeinschaftliche Anlässe (kleine Konzerte; ich hielt einmal einen Vortrag, wo man mir direkt aus den Betten zuhören konnte), niedrige Lebenskosten dank gemeinsamem Kochen. Dadurch haben die Beteiligten mehr Zeit für kreative oder gesellschaftliche Aktivitäten. So wurde von einigen von ihnen die Gemüsekooperative «ortoloco» gegründet, die natürlich auch das Gemüse fürs gemeinsame Kochen liefert. Auch im KraftWerk1, wo ich lebe, profitieren wir von dieser Initiative: Mein Gemüse kommt von «ortoloco».

Illustration: Hans-Peter Furrer

Der Schriftsteller P.M. schreibt in *Wohnen* zweimonatlich über neue Wohnformen.

Man nennt es Konsumgesellschaft

Nun könnte man einwenden: Das sind doch nur Nischen für ganze besondere Leute, die es gern sozial haben. Nur: Die erwähnten ETH-Studenten wussten gar nichts von Labitzke und beschrieben es trotzdem ziemlich genau. Das deutet darauf hin, dass solche Wohn-/Arbeits-Räume einem weiteren Bedürfnis entsprechen könnten. Das traditionelle moderne Wohnen beruht auf einem Lebensstil, der Wohnen und Arbeiten trennt, wobei die Wohnung hauptsächlich Rückzugs- und Reproduktionsort ist. Wohnen heisst de facto Kochen und Fernsehen, Abschalten. Diese Aufspaltung des Lebens ist sehr kostspielig und wenig spannend: viel Wohnfläche pro Person (meine Anti-Wohn-Freunde kommen mit rund 25 Quadratmetern aus – haben aber trotzdem mehr Platz), eine überdimensionierte Ausrüstung (Kühlschränke, Herde, Badezimmer), unternutzte Möbel (leere Sofas), parallele Anschaffungen (TV, Computer, Drucker, Nähmaschinen, Geschirr). Damit wir uns all das leisten können, müssen wir so viel arbeiten, dass wir eben abends praktisch asozial und ausgebrannt sind. Ein Teufelskreis. Man nennt ihn Konsumgesellschaft.

Bedrohtes Paradies

Nun, wie angedeutet, das kleine Paradies meiner Freunde ist bedroht: Mobimo will auf dem Areal Luxuswohnungen bauen. Der Bodenpreis, den Mobimo bezahlt hat, ist so hoch, dass gar keine bezahlbaren Wohnungen möglich sind. Meine Freunde überlegen sich, selbst eine Genossenschaft zu gründen und das Areal (etwa 20000 Quadratmeter Schlaf/Arbeitsfläche) irgendwie umzunutzen und mit Bauten zu ergänzen. Ihre Arbeitshallen hätten darin ohne weiteres Platz. Sogar neu gebaut wären sie bezahlbar, bei einem vernünftigeren Bodenpreis um die 2000 Franken pro Quadratmeter. Die Frage ist also: Wer bezahlt die Differenz? Die Stadt? Ein reicher Onkel? Eine Pensionskasse? Die Mobimo? ■